

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 32.

Donnerstag, den 6. November.

1924.

Die Dame im Rollstuhl.

(8. Fortsetzung.)

Roman von Søren Elvestad.

(Nachdruck verboten.)

„Welchen Hotels?“ fragte Krag unbarmherzig. „Hages Privathotel“, antwortete der Amerikaner. Diese Frau Hage ist eine Intrigantin, ein hysterisches Frauenzimmer, und Sie, mein Herr, Sie lassen sich dazu gebrauchen, ihre Angelegenheiten zu führen.“

„So! Glauben Sie das wirklich? Und inwiefern sollte ich ihre Angelegenheiten führen?“

„Insofern als das Weib uns für verdächtige Personen hält, die ihre Gäste zu befehlen suchen?“

Krag riß die Augen auf.

„Es verhält sich allerdings so“, erwiderte er. „Wie Sie wissen, bin ich Privatdetektiv.“

Der andere nickte.

„Und als solcher“, fuhr Krag fort, „übernehme ich zuweilen die eine und andere Sache, die für die öffentliche Unternehmung nicht reif ist. Führen wir ein nahe liegendes Beispiel an: die Leiterin einer großen, angesehenen Pension hegt Mißtrauen gegen einige ihrer Gäste. Sie findet deren Benehmen verdächtig. Dieses erscheint ihr in mehrfacher Beziehung recht wunderbar. Sie bestehen unter anderem darauf, ein bestimmtes Zimmer zu beziehen, obwohl sie ein viel besseres für einen niedrigeren Preis bekommen können. Die Wirtin wird unruhig. Sie kommt auf die Vermutung, daß die beiden Ausländer böse Absichten haben, und erinnert sich mit Schrecken der vielen jüngst in der Stadt verübten Einbrüche. Man kann es, aufrichtig gestanden, durchaus nicht merkwürdig finden, daß die Wirtin Argwohn schöpft, wenn sie das sonderbare Verhalten der Fremden beobachtet, wenn sie z. B. zufällig erfährt, daß die Herren über ein in der Pension stattfindendes harmloses kleines Tanzvergnügen telegraphischen Bericht nach Amerika geben. Sie will sich nicht direkt an die Polizei wenden. Sie möchte es vermeiden, daß diese etwas mit ihrer Pension zu tun bekomme. Daher wendet sie sich an mich, einen Privatdetektiv, der die Sache besser und mit weniger Auffälligkeit in Ordnung bringen kann. Das ist alles. Ihr Verhalten, meine Herren, ist merkwürdig. Sie haben Frau Hages Argwohn geweckt. Vielleicht ist sie tatsächlich ein wenig nervös. Doch es wäre auch möglich, daß sie die Angelegenheit zu ruhig nimmt. Ich bin noch nicht genügend damit vertraut, um ein bestimmtes Urteil darüber fällen zu können.“

Der Amerikaner brauste auf.

„Noch nicht genügend mit der Angelegenheit vertraut!“ rief er aus. „Beabsichtigen Sie vielleicht, sich weiter in unsere Sache zu mischen?“

„Das kommt darauf an. Wollen Sie Ihre Karten offen auf den Tisch legen?“

„Was meinen Sie damit?“

„Wollen Sie mir den Grund und den Zweck nennen, der Sie und Ihren Kollegen in Ihrem Verhalten bestimmt? Daß etwas dahinter steckt, ist ja klar.“

Der Amerikaner lächelte.

„Nun wohl“, sagte er, „wenn ich Ihnen nun alles erzähle, werden Sie uns dann in Frieden lassen?“

„In diesem Falle wäre ja meine Aufgabe erledigt.“

„Schön. Wenn ich Ihnen nun erzähle, daß es tatsäch-

lich unsere Absicht ist, einen der reichen Gäste der Pension, eine Miß Kelly Anderson, die ihr Zimmer neben dem unseren hat, zu befehlen, was sagen Sie dazu?“

„Ich sage, daß Sie lügen, mein Herr“, antwortete Krag.

„Wie beliebt?“

„Ich bin kein Kind“, erklärte Krag, „sprechen Sie die Wahrheit!“

Krag sah auf seine Uhr — dann auf den Fremden — und dann auf die Tür. Seine Absicht war klar.

Der andere stand plötzlich auf.

„Hüten Sie sich“, sagte er. „Sie mischen sich da, ohne es selbst zu wissen, in ein gefährliches Spiel, mein Herr. Ich kam her, um Sie zu warnen. Wollen Sie sich nicht warnen lassen?“

„Nein“, antwortete Krag, indem er aufstand, „das will ich nicht.“

Da klopfte jemand an die Tür, und ehe Krag noch „herein“ rufen konnte, stand ein fremder Herr im Zimmer.

Der Amerikaner stellte vor:

„Mr. Charles Franklin.“

„Wie in aller Welt“, rief Krag tatsächlich etwas erstaunt aus, „sind Sie durch die verschlossene Korridor-tür gekommen?“

Fünftes Kapitel.

Die Hauptperson.

„Genügt es nicht“, erwiderte der Angeredete, „daß ich hier im Zimmer bin? Müssen Sie durchaus auch wissen, wie ich hereinkam?“

Asbjörn Krag überlegte im stillen, ob er den zudringlichen Fremden hinauswerfen sollte.

Er zog es jedoch vor, ruhig zu bleiben und den Eindringling mit stummem Erstaunen zu betrachten. Er sah sofort, daß er es hier mit einer anderen Persönlichkeit zu tun hatte, als der exaltierte kleine Mr. Arton Bedett es war. Mr. Charles Franklin war von muskulöser, großer Gestalt; die elastische, bestimmte Art seiner Bewegungen bewies, daß er über große Kraft verfügte. Sein Gesicht war ernst und fest, und der rote, abstehende Schnurrbart gab ihm ein strenges Aussehen.

Es schien Krag als werfe Mr. Franklin seinem Kollegen einen vorwurfsvollen Blick zu. Dieser zog sich scheinbar etwas eingeschüchtert, einen Schritt zurück. Asbjörn Krag's ruhige Überlegenheit hatte Mr. Bedett in eine nicht geringe Aufregung versetzt, die er vergeblich zu verbergen suchte.

Nun sprach Mr. Charles Franklin. Und er sprach in einem Ton, der verriet, daß er gewöhnt war, zu befehlen.

„Ich verbiete Ihnen“, sagte er zu Asbjörn Krag, „daß Sie sich in unsere Angelegenheiten mischen.“

„Ich verbiete Ihnen, hier in meinem Hause einen solchen Ton anzuschlagen“, antwortete Asbjörn Krag.

„Ich frage Sie, wie Sie in meine Wohnung gekommen sind, und ehe Sie mir nicht diese Frage beantworten, beabsichtige ich nicht, mit Ihnen zu unterhandeln.“

„Die Tür stand offen“, antwortete Franklin, „und so trat ich ungehindert ein.“

„Ah, ich verstehe“, sagte Krag, „das ist ein alter Kniff, meine Herren, der mir in meiner Tätigkeit schon oft begegnet ist.“ Er wies auf Mr. Bedett. Der erste Ankömmling ließ also die Tür ein wenig offen, damit Sie unbemerkt eindringen können. Ich finde, Sie nehmen sich viel heraus.“

Mr. Franklin trat einen Schritt näher zu Krag heran, legte die Hand auf den Rand des Schreibtisches und sagte:

„Nicht wir nehmen uns viel heraus. Wir verteidigen uns nur gegen Sie. Hätten Sie sich fern gehalten, so würde keiner von uns Ihnen in den Weg gekommen sein, mein Herr.“

„Worüber haben Sie sich zu beklagen?“

„Sie haben ein Telegramm gelesen, das wir nach Amerika sandten.“

„Das stimmt.“

„Und Sie haben eine telegraphische Anfrage nach Amerika aufgegeben.“

Das kam unerwartet für den Detektiv. Wie konnten sie das nur wissen?

Mr. Franklin jing den Blick aus seinem Augn auf.

„Ich sehe, daß Sie erstaunt sind“, sagte er. „Sobald wir merken, daß jemand unsere Pläne zu durchkreuzen sucht, wird er vergebens bemüht sein, Geheimnisse vor uns zu haben. Erhielten Sie bereits eine Antwort auf Ihr Telegramm?“

„Über diese Angelegenheit möchte ich mich nicht äußern.“

Als der Amerikaner darauf eine Bemerkung machen wollte, wurde er durch lautes Klingeln der Korridor-glocke unterbrochen.

Da kommt vielleicht noch ein dritter, dachte Krag.

Mr. Franklin lächelte.

„Das ist am Ende das Telegramm“, sagte er, „wir warten daher wohl am besten, bis wir das Resultat erfahren haben.“

Es erwies sich, daß der Amerikaner richtig vermutet hatte. Krag vernahm ein Gespräch zwischen seiner Haushälterin und einer fremder Stimme, einen Augenblick später trat die erstere ein. Sie hielt ein Telegramm in der Hand.

Als sie gegangen war, sah Krag die beiden Fremden an.

„Genieren Sie sich nicht“, sagte Franklin, „ich bitte Sie, das Telegramm zu lesen.“

Krag erbrach es. Es enthielt ein Chiffrewort. Krag vermochte es nur mit Hilfe des Schlüssels zu entziffern, doch er wollte den Fremden nicht merken lassen, daß er ein Chiffretelegramm erhalten hatte. Er steckte es daher in die Tasche.

„Ist die Antwort interessant?“ fragte Franklin.

„Sehr interessant“, antwortete Krag. Er sah wieder auf seine Uhr.

Aber nun brach Franklin in ein lautes Gelächter aus, und der andere, der sich genau nach dem Verhalten seines Kollegen richtete, stimmte ein.

„Soll ich Ihnen verraten“, sagte der Amerikaner, „was in dem Telegramm steht?“

Krag nickte.

„Ich möchte darauf schwören“, fuhr der andere fort, „daß es nur ein einziges Wort enthält.“

Krag bewahrte zwar seine Geistesgegenwart, war aber innerlich ganz verblüfft über die Selbstsicherheit des anderen. Das Telegramm enthielt tatsächlich nur ein einziges Wort.

„Nehmen Sie an, daß es so wäre“, sagte Krag, „dann können Sie mir vielleicht auch sagen, welches Wort?“

„Das glaube ich wohl“, antwortete der Amerikaner.

„Aber Sie müssen mir versprechen, mir das Telegramm zu zeigen, wenn ich richtig rate.“

Krag überlegte einen Augenblick.

„Lassen Sie hören.“

„Caraign“, sagte Franklin.

Krag schüttelte den Kopf.

„So muß es Montrose sein.“

Krag legte das Telegramm auf den Tisch.

Es enthielt wirklich das eine Wort „Montrose“.

„Kennen Sie auch die Bedeutung des Wortes?“ fragte Krag.

„Allerdings. Aber Sie können ja selbst im Codex nachsehen.“

„Schön. Wünschen Sie sonst noch etwas?“

Die beiden Amerikaner standen auf. Erst Franklin und dann sein Kollege.

„Ich möchte Ihnen nur noch sagen, daß Sie nichts erreichen, wenn Sie sich noch weiter in unsere Angelegenheiten einmischen“, sagte Franklin. „Ich halte es daher für abgemacht, daß Sie sich fortan fernhalten werden.“

Fortsetzung folgt.

Der gute Rat.

Skizze von Ernst Zacharias.

Zu dem Einsiedler Eusebius, der wegen seiner weisen Ratschläge weit und breit berühmt war, kam einst ein Ehemann und klagte ihm seine Not

Vater Eusebius, laß Euch von meinem Weibe erzählen! Gewiß ist sie im Grunde ihres Wesens nicht schlecht, gewiß nicht! Seit einem Monat jedoch hat sie sich so verändert, daß ich sie nicht wiedererkenne. Mit ihrem ewigen Jammern und Klagen verbittert sie mir das Leben. Schon am frühen Morgen klagt sie über den schlechten Schlaf, das harte Bett, über das Summen der Fliegen und den Lärm der Strahlen. Ich bekomme es nicht mehr fertig, ihr einen Kuss auf die grämlich verzogenen Lippen zu drücken, wenn ich es auch sonst an keiner Rücksicht fehlen lasse. Es gibt keinen Körperteil, der ihr nicht im Laufe des Tages wehe täte: bald ist es der Kopf, dann die Zähne, dann wieder der Rücken oder der Magen. Ich verläume meine Arbeit, weil ich zum Arzt laufen oder die Medizin eingeben muß. Jede häusliche Arbeit ist ihr zu schwer, trotzdem ich ein Mädchen gemietet habe. Den ganzen Tag über sehe ich nur unfreundliche Mienen und höre nur Seufzen, Jammern und Stöhnen. Ich darf ehrlich behaupten, teurer Vater, daß ich bis heute mir nichts habe aus schulden kommen lassen. Ich hatte mir gleich im Anfang vorgenommen, geduldig und rücksichtsvoll gleichmäßig freundlich und beherrschend zu sein, denn ich hoffte doch, daß das esentümlische Wesen meiner Frau bald ein Ende haben würde. Nun aber bin ich am Ende meiner Kraft! Die heftigen Worte, die über die Lippen wollen, lassen sich mit jedem Tage schwerer zurückhalten. Darum komme ich zu dir, Vater Eusebius, der du schon vielen geholfen hast! Hilf auch mir!“

Erhöht hielt der Mann inne und richtete die Augen erwartungsvoll auf die Lippen des Einsiedlers.

Eusebius lächelte ein wenig, als er endlich die Antwort gab.

„Wenn dein Weib wirklich nicht bis in den Grund verdorben ist, dann wäre dir wohl zu helfen! Das Mittel ist sehr einfach: Ehe dein Weib den Mund zum Jammern aufthut, komme ihr mit einer Klage zuvor!“ Damit verchied der Alte in seiner Felsenhöhle.

Verdutzt schaute der Ehemann dem Verschwindenden nach; dann schloß er seinen Mund und ging losschüttelnd nach Hause.

Kaum konnte unser Freund den anderen Morgen erwarten. Schon längst lag er auf der Lauer, und in demselben Augenblicke, in dem das Weib die Augen öffnete, rief er mit kläglichem Stimm: „Weib, schnell zum Arzt! Nur schnell! Mein Herz! O Gott, mein Herz!“ Auf äußerste Bestürzung sprang die Frau vom Lager und beugte sich besorgt über den jammernenden Gatten. Dann lief sie schnell zum Arzt. Und nun begann das alte Spiel mit vertauschten Rollen, nur mußte sich der Mann geteilen, daß ihm sein Weib an Geduld und sorgender Liebe bei weitem übertraf.

Eines Tages aber ging auch das Weib zum Vater Eusebius.

Auch ihr hörte der Einsiedler geduldig zu; auch icht lächelte er, als er die Antwort gab:

„Morgen, in aller Frühe, ehe dein Mann ein Wort gesprochen hat, flüstere ihm leise meinen Namen ins Ohr! Wenn das Mittel nichts helfen sollte, so mußt du noch einmal kommen!“

Das Weib tat, wie ihm geraten wurde, und — brauchte nicht ein zweites Mal zu Vater Eusebius hinauszugehen. Die Klagen aber waren verstimmt.

Das Geschenk des Königs.

Trei nach Erasmus von Rotterdam von Hans Gätgen.

Einst lebte ein König, der gern zur Jagd ritt und es bei solcher Gelegenheit nicht verdamhte, in einem beschickten Bauernhaus, das am Wege lag. Einkehr zu halten und oft Tage lang mit den schlichten Leuten zusammenzuleben.

Besonders gern aber hielt er sich bei einem Landmann auf, der Peter hieß, und mit seinem Weibe gar einträchtig, in einer bescheidenen Hütte seine Tage verbrachte.

Der König sprach mit diesen Menschen über dies und jenes und erküht mancherlei, was am Hofe nie zu seinen Ohren gekommen wäre. Auch verdamhte er es nicht, an den Mahlzeiten der beiden Bauersleute, die sich tagtäglich von Rüben nährten, da sie arm waren, teilzunehmen.

Endlich tiefen Herrschaftlichen den König zur Hauptstadt zurück. Er schied, nachdem er dem Bauern seine baldige Wiederkehr in Aussicht gestellt hatte.

Ein paar Wochen waren ins Land gegangen. Wie immer erfüllten der Bauer und sein Weib ihre Pflichten tagaus und tagein, bestellten ihr Stüchlein Acker und ließen ihre Tage froh und sorglos dahingehen.

Eines Morgens aber sprach Trine zu ihrem Mann: Hör Peter, der König ist, als er unser Gast war, die Rüben so gerne. Gerade gestern haben wir ein paar prächtige Rüben aus dem Boden gezogen. Nimm sie und bring sie dem König. Gewiß wird er sich über unsere Gabe freuen. Der Mann lachte und meinte, der König sei froh, wenn er seine Rüben zu essen brauche. Er habe gewiß andere, edlere Speisen auf seiner Tafel stehen.

Das Weib aber ließ dem Bauern keine Ruhe mit Bitten, so daß er endlich die schönsten und dicksten Rüben zusammenpackte, seinen Steden zur Hand nahm und zur Stadt pilgerte.

Unterwegs aber überfiel ihn der Hunger, und da er verjämmt hatte, Zehrung mitzunehmen, aß er von den Rüben. Eine aber, die schönste und dickste, barg er sorgsam in seiner Tasche, um sie dem König zu bringen.

Als Peter zum Schlosse kam, erfuhr er, daß der König jeden Augenblick von seinem Spaziergang zurückkehren werde. Als der Fürst bald darauf vorüberschritt, zog der Bauer seine Kappe und überreichte dem König die Rübe. Gerührt, befohl der Herrscher, dem Manne einen Beutel mit Goldstücken zu geben, und entließ ihn mit vielen Grüßen an sein Weib.

Bald sprach die ganze Hauptstadt davon, daß der König dem Geber einer Rübe mit Gold belohnt habe. Ein reicher Mann aber nahm kein edelstes Roth aus dem Stall, brachte es dem König und dachte bei sich: „Wenn der Fürst eine Rübe mit Gold aufgewogen hat, was werde ich erst für mein Roth erhalten.“

Der König aber beriet sich mit seinen Ministern. Sie konnten sich nicht einigen, welche Gegengabe dem Schenker des Pferdes gebühre. Endlich sprach der König: „Ich weiß, was ich ihm schenke.“ Er sandte einen Diener in die Kammer, wo die Kostbarkeiten verwahrt wurden, und befohl, ihm eine Schatulle zu bringen, die auf einem Tische stand. Diese wurde dem reichen Manne, der das Roth geschenkt hatte, überreicht.

Überströmend vor Dank und Ergebenheit eilte der Beglückte nach Hause, rief seine Freunde zusammen, zeigte ihnen die Schatulle und schätzte sich an, sie feierlich zu öffnen.

Im gleichen Augenblick aber trat der König ein, begleitet von einem prächtigen Gefolge.

Er setzte sich zu den anderen und hieß den reichen Mann, den Kasten zu öffnen.

Ein Ruf des Staunens ging durch die Reihen der Freunde, da sie das Geschenk des Königs erblickten: auf dunklem Samt ruhte eine mächtige Rübe.

Der König lächelte und sprach: Ihr scheint eräugt! Mich aber dünkt, das edle Roth sei wohl bezahlt mit einem Kleinod, das mich einen Saß puren Woides gelohnt.“

Nach diesen Worten erhob sich der König und schritt zu seinem Palaste zurück.

Ein chinesisches Mittagessen.

Von Mourier Peterien.

Bei einem älteren Herrn, der länger als dreißig Jahre in China gelebt hat, traf ich mehrmals mit Chinesen zusammen. Einer von diesen, Lo, der Leiter einer großen Versicherungs-gesellschaft, schickte mir eine Einladung zu einem Mittagessen in seinem Hause. In der Regel veranstalten die Chinesen Diners für Weiße in einem Restaurant, so daß es also eine ganz besondere Höflichkeit ist, die Herr Lo mir erwies. Am 8 Uhr gehe ich zu ihm. Lo steht am Eingang des Hauses, umgeben von einem halben Dutzend Boys, und empfängt. Den ganzen Abend lang ist er der vollendetste Wirt, der an jedem Finger ein Auge hat, um auf das Wohlbefinden seiner Gäste zu achten. Als ich meine Überkleider abgelegt habe, führt Lo mich in die Wohnzimmern, wo viele schöne Vasen und chinesische Bilder sind. Ich werde hier seinen drei Frauen vorgestellt. Lo stellt vor: meine Frau Nummer 1, meine Frau Nummer 2, meine Frau Nummer 3.

Die Damen nickten und lächeln, und wir drücken uns die Hand. Zwei sind kleine, üppige Frauen, — im Rundbogenstil, — die Frau Nummer 3 aber ist jung und reizend. Sie haben sich sehr fein gemacht, die beiden älteren in schwarzer Seidenjacke und Hosen, Nummer 3 in blauer Seidenjacke, grauen Hosen und weißen Strümpfen. Alle drei haben die chinesischen Klumdfüße, so daß die Beine wie Pfähle aussehen. Das schwarze Haar ist gedöht und glatt, aus der Stirn zurückgestrichen, im Nacken mit rotem und blauen Band zu einem hübschen Knoten gebunden. Sie fragen mehr kostbare als schöne Ringe und Armbänder mit Perlen und Diamanten.

Die Kinder sind entzückend und in allen Altersstufen von zwölf bis zum Säugling auf dem Arm der Amme. Jede Frau hat ihre besondere Amme, die hinter ihr steht, ein kleines eingebündeltes Kind auf dem Arm. Ich liebe die Kinder, und die Frauen lächeln und sind entzückt. Aber die Kinder sind auch ganz reizend. Die Knaben — große Pökenreißer — von oben bis unten in braunen Seidenmänteln, die kleinen Mädchen geradezu besaubernd in himmelblauen, purpurroten oder violetten Jaden und grauen Hosen; die kleinen abtrocknenden Köpfe sind mit roten Schleifen abgebunden. Anfangs sind sie sehr scheu uns Weißen gegenüber, und

wenn man ein Kind anfassen will, schreit es. Nach dem Mittagessen aber — alle Kinder hiefen während der Mahlzeit in den Zimmern umher, machten aber gar keinen Lärm — wurden wir gute Freunde und spielten zusammen, und die Knaben schlichen sich heran und zupften an meinem Smoking.

Endlich haben sich alle Gäste verlammt, im ganzen neun Damen und neun Herren. Es wird zunächst Tee gereicht in hübschen, henkellosen Tassen, aber mit Deckel, teils um den Tee warm zu halten, teils um die Blätter aufzunehmen, denn der Tee — grüner chinesischer Tee — wird in den Tassen zubereitet.

Dann gehen wir zu Tisch für sich, aber im selben Zimmer. Die Tische sind rund, so daß man mit den Eßtischen aus in die Schüssel greifen kann, die mitten auf dem Tisch steht. Zuerst gibt es kalte Platte, allerlei gute kalte Sachen. Dann kommen 21 warme Gerichte hintereinander — viele merkwürdige, aber alle wohlschmeckend — nur von Haifischflossenluppe bin ich kein Freund. In kleinen hübschen Silberbechern wird glühend heißer Chinawein aus einem schönen silbernen Kessel serviert, der auf einem Kofcher mit Holzlohlenfeuer steht. Der Gastgeber greift sofort nach seinem Becher, trinkt auf das Wohl seiner Gäste und dreht ihn um, um uns zu zeigen, daß er ausgetrunken hat, damit wir alle seinem Beispiel folgen. Der Wein, ein schöner, alter Reiswein, hat eine Farbe wie heller Sberry. Er muß warm getrunken werden, deshalb muß man jedesmal austrinken. Dann wird auf die Damen getrunken und noch auf vieles andere; übrigens ist der Wein ungeheuer leicht.

Wir essen alle mit Eßtischen und nehmen aus derselben Schüssel. Bisweilen fällt einmal etwas auf das Tisch Tuch und die Finger müssen zu Hilfe genommen werden. Aber sonst geht es ganz gut. Immer wieder werden warme, teuchte, parfümierte Servietten herumgereicht, mit denen man sich Gesicht und Hände abwischen kann. Schließlich werden zwei blühende Kirichaweiße hereingebracht — einer für jeden Tisch —, und jetzt beginnt ein heiterer Scherz: der Reihe nach geht einer der Gäste in das Nebenzimmer und schlägt dort auf eine kleine Trommel, längere oder kürzere Zeit, wie er will. Unterdes wandert der Zweig von Hand zu Hand, während jeder Gast ihn dreimal über seinem Kopfe schwingt; wer ihn in der Hand hat, wenn der Trommelschläger zu schlagen aufhört, muß mit der Dame antönen, die am anderen Tisch zu gleicher Zeit den Zweig in der Hand hat und muß wie sie den Becher leeren. Jedesmal gibt es große Heiterkeit. Als ich zum drittenmal mit der Frau Nummer 1 antöne, trinken wir mitten im Zimmer Brüderschaft nach deutscher Sitte mit ineinandergeschobenen Armen. Die Chinesen heulen vor Lachen und schlagen sich auf die Schenkel.

Alles nimmt ein Ende, auch die 21 Gerichte, und in heiterer Stimmung wird die Tafel aufgehoben. Nach dem Kaffee wird Mab Young gespielt. Um 12½ Uhr fährt Los Auto uns nach einem sehr hübschen Abend nach Hause.

Es ist reizvoll, die Sitten anderer Völker kennen zu lernen.

Ein Glas Bier.

Von Hans Bauer.

Herr Ober, ich möchte ein Bier.
„Dunkles oder Helles?“
„Helles!“
„Auswerrdis oder hieits?“
„Auswärtiges.“
„Soll's e großes sein oder geniech e gleeenes?“
„Ein großes.“
„Auswerrdie Biere hammt nur in gleen Gläsern da.“
„Weinetwegen; bringen Sie mir ein kleines.“
„E gleeenes Dunkel!“
„Nein, ein kleines Helles.“
„Sie wolln doch e auswerrdis Bier?“
„Ein auswärtiges Helles.“
„Mir hammt bloos auswerrdie Dunkale, de Hellen sinn hieije Biere.“
„Zum Donnerwetter; ich will ein helles Bier. So bringen Sie mir ein hieijiges Helles.“
„E grooles Helles?“
„Ein kleines Helles.“
„Dieße Biere wern nur in grooim Gläsern serviert.“
„Bringen Sie mir ein großes hieijiges Helles.“
„Sie entschuldin giedichsd. Sie werrdniss wohl nich erschließn genn, e Dunkales ze nehm, s Helle mus ersch nel ansehted wern.“
Der Herr packt den Kleiderständer neben sich und wirbelt ihn dem Kellner in die Bilage.
Dann bestellt er einen doppelten Kognat.

Novembersonne.

Von Siegfried v. Beselad.

Novembersonne, die uns aufspart
Die letzte Sommerglut bis an das Ende.
Du streichst müde, überirdisch sarr,
Wie eine Mutter altersschwache Hände.
Roch ein Mal, ein Mal, — sögernd weist die Hand,
Dann sinkst du lächelnd in di' Abendshauer.
Und drohend schließt sich über dunklem Land
Der Himmel kalt wie eine Kirchhofsmauer.



Pflege unserer Obstbäume im Spätherbst.

Solange noch die Obstbäume belaubt sind, lassen sich die kranken und abgestorbenen Äste leicht von den gesunden unterscheiden. Es ist deshalb besonders für die Anfänger der Spätherbst die geeignetste Zeit, die Bäume auszusäubern, wobei gleichzeitig alle zu dicht stehenden und die in die Krone hineinwachsenden Äste zu entfernen sind. Bei diesen Arbeiten soll man sich stets von dem Grundsatz leiten lassen, daß die Krone recht licht sein muß, damit die Sonnenstrahlen überall ungehindert durchdringen können; nur dann wird die Fruchtbarkeit auf allen Seiten der Krone gefördert. Auch die Früchte können dann besser reifen, und alle zeichnen sich durch ihren Gehalt an Zucker und Würze aus. Dasselbe gilt auch für die Beerensträucher, Johannis- und Stachelbeeren; auch bei ihnen ist ein alljährliches Auslichten der Kronen unbedingt notwendig. Gleichzeitig wird eine Verjüngung der Sträucher in der Weise vorgenommen, daß die ältesten, abgängigen, starken Triebe, die auch meist von Flechten bewachsen sind, am Grunde abgeschnitten werden und dafür junge, starke Schosse stehen bleiben.

Alle Äste sind dicht am Stamm oder stärkeren Ästen abzuscheiden oder zu sägen. Umfangreiche Äste werden erst von unten angechnitten und dann von oben weiter abgeknippt. Das hat in der Weise zu geschehen, daß beide Sägeschnitte genau in der Mitte zusammentreffen. Dadurch wird ein Abreißen der Äste vermieden. Alle Schnitte sind möglichst dicht an der Anknüpfung des Astes zu führen, damit die Wunde überwallen kann. Zu vermeiden ist das Stehenlassen der Aststümpfe, die schließlich faulen und zu den nur zu oft zu beobachtenden Astlöchern Veranlassung geben. Größere Wunden sind alsbald mit Teer und Karbolinum, kleinere Wunden mit Baumwachs zu bestreichen. Geschieht ein solcher Anstrich nicht, dann stellt sich bald die Holz- und Kernfäule wie bei den Aststümpfen ein, auch die Wundränder werden häufig krank und bekommen trebsartige Überwucherungen, sodas ein Verheilen der Wunde unmöglich ist. Niemals treten diese Erscheinungen auf, wenn die Wunde rechtzeitig mit Teer usw. behandelt worden ist.

Bei älteren Bäumen wird außer dem Ausputzen noch der Stamm von der abgestorbenen Borke, den Flechten und Moosen, die die Poren des Baumes verstopfen und zahlreichen Insekten und ihrer schädlichen Brut die besten Stätten zum Überwintern bieten, befreit. Dazu bedient man sich mit gutem Erfolge einer Stahlborstbürste und eines Wundreinigers. Nur darf diese Reinigung nicht zu radikal vorgenommen werden und zu einer Verletzung des Stammes führen. Bloßes Abkratzen genügt jedoch nicht; Abfälle, die in einem um den Stamm auf die Erde geleakten Tuche aufzufangen sind, müssen auch restlich vernichtet, am besten verbrannt werden.

Früher betrieb man die Bäume mit dünner Kalkmilch in der Meinung, diese würde die etwa zurückbleibenden Schädlinge oder ihre Brut vernichten. Heute bedient man sich dazu einer schwachen Lösung von Obstbaumkarbolinum, die durchgreifender als die Kalkmilch ist, ohne jedoch dem Baume zu schaden, der rationelle Obstzüchter beunruhigt sich jedoch damit noch nicht; er beirrt auch seine Obstbäume mit einer eigens dazu gebauten Spritze, um auch die Äste und Zweige von allen tierischen und pflanzlichen Schädlingen zu reinigen. Namentlich zur Vernichtung der Blattläuse hat sich diese Methode bewährt. Man verasse aber auch die unter Erde in der Nähe des Stammes ruhenden Eier der Blattläuse nicht zu zerstören, indem an dieser Stelle der Boden leicht aufgedrückt und mit Kalkmilch überzossen wird.

Ferner sind die sogenannten Raupennester, die in zusammengegewickelten Blättern die Rauven des Goldastfers beherbergen, zu entfernen. Endlich müssen die Stämme (bei jungen Bäumen auch die Wähe) der Apfel, Birnen und Kirschen mit Klebegürtel versehen werden, um das flüchtige Weibchen des Frostnachtsmetterlings, das zur Zeit der ersten Fröste im Oktober und November auftritt, bei seinem Aufstieg wegzufangen. Diese Gürtel sind jedoch recht dicht an den Stamm anzulegen, damit das Weibchen zwischen ihnen und dem Stamm nicht durchkriechen kann. Außerdem sind sie während der ganzen Flugzeit klebfähig zu halten.

Wer diese Maßnahmen an seinen Bäumen vornimmt, dazu noch die Baumstämme lodert und düngt, der kann im nächsten Jahre, wenn der Himmel will, auf eine gute Ernte hoffen.

Die Überwinterung der Kübelpflanzen.

Ob scheitert das Gedeihen der Kübelpflanzen an dem Mangel eines geeigneten Raumes für ihre Überwinterung. Namentlich in der Großstadt ist dies häufig der Fall, darum werden auch hier nur wenige Kübelpflanzen gehalten.

Dennoch braucht man nicht zu ängstlich in dieser Be-

ziehung sein. Genügt doch schon ein einigermaßen heller, allerdings frostfreier Raum, z. B. der Keller oder auch der Vorteller zur Überwinterung für Lorbeerbäume, Oleander, Orangen, Granaten und größere Sorten vollkündig. Der Raum darf nicht warm sein, damit diese Pflanzen darin nicht weiter wachsen; er muß deshalb eine kühle Temperatur nicht über + 5 Grad Celsius haben. Auch der Eponymus, der sogar einen gelinden Frost vertragen und deshalb solange als möglich im Freien bleiben kann, überwintert im Keller recht gut. Auch in einem kühlen Gang überwintert er gut, da er mit gedämpftem Lichte während des Winters vorlieb nimmt; trotzdem will er nicht ganz im Dunkeln stehen. Wärme wirkt nachteilig auf ihn, da er unbedingt in der Ruhe wie die übrigen Kübelpflanzen während des Winters verharren will. Deshalb darf er auch nicht regelmäßig begossen werden, sondern soll nur alle 2-3 Wochen etwas Wasser erhalten, da er sonst keine Blätter abstößt.

Der Esen, der auch in der Großstadt sehr häufig in Kisten an Gittern gezogen wird, ist bedeutend härter und kann schon einige Grad Frost vertragen. Besser ist es jedoch, die Pflanzen in luftige Bretterkisten aufzustellen, wo die Kisten noch besonders gegen die Kälte geschützt werden müssen, indem man sie mit alten Tüchern bedeckt, oder mit Stroh umhüllt, damit die Wurzeln nicht rot leiden. Da die Blätter auch im Winter Wasser verdunsten, sind sie monatlich einmal mäßig zu gießen. Werden die Pflanzen im Winter zur Ausschmückung von Zimmern usw. verwendet, so darf dies nur in kühlen Räumen, wie ungeheizte Säle oder Korridore geschehen.

Der Esen an den Einfriedigungen der Vorgärten, auf Gräbern, besonders da, wo er der Sonnenbestrahlung ausgesetzt ist, erfriert oft trotz seiner Widerstandsfähigkeit in strengen Wintern. Man sollte ihn deshalb durch Überhängen von Fichtenzweigen schützen, die jedoch zeitig im Frühjahr, sobald sich neues Leben zeigt, zu entfernen sind.

Auch der wilde Wein, der häufig die Balkone und Veranden ziert und dort in Kisten aufgestellt ist, bedarf auch des winterlichen Schutzes, aber weniger, als seine Wurzeln. Die Kisten sind deshalb wie beim Esen zu bedecken; sie können auch in Moos eingepackt werden. Freuchtet man, nachdem er seine Blätter aufgeworfen hat, die Erde noch einmal tüchtig an, dann hält er auch ohne weiteres Gießen die paar Wintermonate recht aus.

Rat und Anregung

Der Meerrettich hat die Eigenschaft, daß auch das kleinste Wurzelstück, das im Boden zurückbleibt, wieder eine neue Pflanze gibt. Auf diese Art und Weise kann der Meerrettich in Gärten, wo keine Ordnung herrscht, zum Unkraut werden. Auf dieser Treibkraft beruht aber auch die Kultur des Meerrettichs. Man kauft sich dazu Sektlinge. Es sind bleistiftdicke bzw. etwas dickere, bis zu 30 Zentimeter lange Seitenwurzeln, die man im Frühjahr so in den Boden steckt, daß das obere Ende, also das dickere, etwa 10 Zentimeter höher liegt als das dünnere. Dann entwickeln sich am oberen Ende die Blätter und am unteren die Wurzeln. Weis man nicht, welches das Kopf- und welches das Wurzelstück ist, so legt man die Sektlinge wagrecht in die Erde. Zehn solcher Sektlinge genügen vollständig für eine Familie. Nur soll man nicht gleich das erste Jahr ernten wollen, überall gedeiht aber der Meerrettich nicht so, daß er die gewünschte Speisewürze gibt. Sind Boden und Lage nicht entsprechend, so wird er leicht scharf und bitter. Deshalb soll man ihn auf tiefarühdigen, fruchtbaren, mehr feuchten als trockenen Sandboden bringen. Andernfalls ist der Unterschied zwischen einem guten handelsmerrettich und dem in einer Gartenecke halb verwilderten zu stark.

Der grüne Rasen. Grünen Rasen stets schön und alselbmäßig zu erhalten, ist eine Hauptaufgabe der Gartenpflege. Die Schönheit des Rasens hängt von seinem regen Wuchs, ohne Lücken und ohne fremden Pflanzen (Unkräuter) ab. Rasen auf magerem Boden wird bald von Moos überwuchert, das sich wie das einmal eingewirkte Unkraut nur schwer und ohne Beschädigung des Graues entfernen läßt. Im Spätherbst wann er nicht mehr zum Weiden benützt wird, ist er noch einmal kurz zu schneiden. Mit Eintritt dauernder Fröste ist seine Karbe mit unkrautfreiem Kompost oder kurzem Düng zu seiner Kräftigung leicht zu bedecken. Diese Decke wird vom Regen ausselauert und ihre dünnenden Bestandteile werden dem Boden zugeführt. Erst im Frühjahr wird ihr Rest entfernt. Wenn im Winter die Wege rings um den Rasen vom Schnee befreit werden, schaufelt man diesen auf den Rasen, dem er nicht schadet, aber insofern nützt, als auch er dem Gras Düngstoffe zuführt. Etwasige Lücken des Rasens werden im Frühjahr neu eingesät.